

# Unter egyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Zitzelmann.

(5. Fortsetzung.)

Und sie, ohne Scheu, als spräche sie zu einem alten Freunde, als spräche sie mit sich selbst, fuhr fort: „Das Interessanteste in diesem Wunderlande sind doch die Pyramiden. Sie sind so gigantisch, so groß, wie die Natur selbst. Man befragt es gar nicht, daß es Menschen waren, die sie bauten. Wenn ich mir vorstelle, daß Chufu unterirdisch ist und von oben herunter schaut und hört und sieht, wie die Menschen sich über sein Werk den Kopf zerbrechen und trotz aller ihrer Maschinen gar nicht daran denken können, etwas gleich Gewaltiges zu schaffen, er mühte sich im Himmel hochmüthig zu werden.“ Sie lachte. „Und all die bunten Bemerkungen, die hier oben gemacht werden. Ihm muß die Welt von heute doch höchst lächerlich vorkommen. Und sie selbst kommt sich so klein vor.“

„So glauben Sie nicht an einen Fortschritt der Menschheit?“ fragte er lebhaft.

Sie zuckte die Schultern. „Ich weiß es nicht. Ich glaube ganz fest daran, — früher. Hier bin ich zweifelhaft geworden. Sie waren schon recht weit, die alten Ägypter.“

„Und das mit der Unsterblichkeit. — Glauben Sie wirklich, daß Chufu —“

„Das weiß ich auch nicht!“ entgegnete sie lachend. „Ich weiß überhaupt gar nichts. In meinem ganzen Leben bin ich mir noch nicht so töricht und ungewiß dargekommen, wie hier, wo jeder Schritt uns zu neuen gibt und zum Lernen auffordert.“

„Da haben Sie recht!“ stimmte er feuchend zu.

„Herr Gott! Ich verplaudere mich! Ich sollte in anderthalb Stunden wieder unten sein! Ich bin ja beinahe dreiviertel Stunden oben! Leben Sie wohl! Es war — sehr — schön, daß wir uns trafen!“ Sie reichte ihm die Hand.

Er war wie vor dem Kopf geschlagen durch diesen plötzlichen Abschied. Die Seele war ihm wie zerschmettert. Er konnte nicht sprechen vor Schreck und Bewegung. Es fiel ihm auch gar nicht ein, daß er noch eine Welt von Fragen an sie zu richten hätte, sehr notwendige Fragen, die in dem erhöhten Seelenzustand unwichtig scheinen mochten, in der That aber sehr wichtig waren. Und so drückte er nur stumm ihre Hand und sah sie an mit einem Blick voll Schmerz und Schreck und flammte: „Auf Wiedersehen!“ — und sie entwand.

Als er sich von seiner Betäubung erhalle, bemerkt er, daß er ihr folgen sollte, daß er auch lange genug hier oben gewesen. So wollte er den Bedauern, die bereits Zeichen der Ungeduld gegeben, und machte sich ebenfalls auf den Rückweg. Ein ganzes Stück tiefer schon schwebte die Gestalt des geliebten Mädchens, die sich leicht und unbegreiflich schnell die Stufen hinabschwang. Er wurde nicht bald inne, daß seine Augen ihr nicht länger folgen dürften, sondern auf den Weg achten mußten, da jeder Fehltritt ihn auf unangenehme Weise in die gähnende Tiefe befördern konnte. Dieser Abstieg war viel unangenehmer und gefährlicher als der Aufstieg, und Anise und Arne schmerzten ihn so, daß er sich ein paar Mal ausruhen mußte. Als er an den Eingang der Pyramide und auf den sicheren Fußsteg gelangt war, spürte er nach dem Mädchen aus, daß ihm längst verschwunden war. Unten hielten jetzt eine Menge von Wagen, und endlich erkannte er sie in einem derselben neben einem Herrn, der in den Fond zurückgelehnt saß. Sie war bemüht, eine Weise bede über seine und ihre Anise zu breiten, und Harald sah aus der Ferne, daß der Mann jung war. Nun wandte sie den Kopf und blickte suhend um sich. Sie erkannte ihn sogleich, winkte mit der Hand, grüßte noch einmal, die Pferde zogen an, und der Wagen rollte den Berg hinauf.

Harald stand einen Augenblick wie im Traum; dann ging er den Fußpfad hinunter, auf dem ihm jetzt mehrere Trupps aufwärts ziegender Herren und Damen mit ihren zahlreichen Führern entgegenkamen. Unten obnete er seine Beduinen ab, die sich sofort auf neue Anstellungen füllten; Harald aber zog es in die Einsamkeit. Dann wanderte er in die Wüste hinein und warf sich, durch eine Welle des Bodens den Blicken der Auf dem Wege Vorübergehenden entzogen, in den Sand nieder, um allein zu sein mit sich, um Klarheit in das Chaos seiner Empfindungen und Gedanken zu bringen.

Nun, in der tiefen Ruhe dieser geliebten Natur, da nur das Anstich des großen Sphinx ihn anstarrte, als wolle es ihm das Räthsel seines Herzens lösen, machte sich der Ueberfluth seiner Gefühle Luft. Er blickte die Augen in den Händen und weinte in tiefer Erschütterung. Als er sich endlich beruhigt hatte, ging er ernstlich mit sich ins Gericht. Er hatte nicht viel Lust, sich seiner unmännlichen Thätigkeiten zu schämen und seinen ganzen Zustand als eine Art von Geistesverwirrung zu betrachten. Er fragte

sich, ob nicht nur die Exaltation einer unbegreiflichen Stimmung ihm das Mädchen, dessen Namen und Herkunft er nicht einmal kannte, als die Erwählte seines Herzens hatte erscheinen lassen. Und je mehr seine Erregung sich legte, desto unverständlicher ward er sich selbst. Nur eins stand ihm fest: daß er sie aufsuchen müsse, um zu sehen, ob eine Phantasmagorie ihn getäuscht. Bis er das feststellte, konnte er sich ja dem holden Wahn hingeben, an die Geliebte zu glauben. Und wie er sich nun mit ihr beschäftigte, ihre zarte Gestalt, ihr durchgeistigtes Gesicht vor sein inneres Auge traten, er sie sprechen hörte, als sei es wirklich der sanfte Laut ihrer Stimme, der sein Ohr berührte, — da schienen ihm wieder seine Zweifel unwürdig, da wollte ihn die süße Gewißheit überkommen, daß Alles Wahrheit, wunderbar wahr sei. Und mit dieser Ueberzeugung zugleich regte sich in seiner Seele die Frage, ob er der Geliebten auch würdig sei? Es schien eine Fügung Gottes, daß er sie kennen gelernt, losgelöst von allem Erdendünkel, daß es das rein Menschliche in ihr sei, das ihr gewonnen, das den tiefsten Kern seines Wesens, dessen er sich selbst so selten bewußt ward, getroffen. Beschämt erkannte er plötzlich, unter welchem Wuth von Vorurtheilen, Thorheiten, gedankenlosem Mischleppen des Herkömmlichen er sein Ich dahin getragen. Er hatte es im gewöhnlichen Schlenker des Tages, unter lauter Neugierigkeiten verkommen lassen, wie eine arme Schattenpflanze, der Sonne und Wasser fehlten. Aber zu erschrecken hatte er es nicht vermocht. Das war da und lebte und mochte ihn, bald leiser, bald lauter, — er hatte es nur nicht beachtet. Als er sich nun das Bild jenes Mädchens vor sich sah, fand er allerlei zarte Triebe daran, die nur der günstigen Bedingungen harren, um lustig zu grünen und emporzuschießen. Welche die egyptische Sonne sie ans Licht loden! Fortan wollte er versuchen, ein besserer Gärtner zu sein und zu pflegen, was sich dort so vornehmlich meldete. Aus dem Baron, Corpsstudenten, Cavalier-Reserveleutnant und preussischen Regierungsbeamten sollte ein Mensch werden, ein denkender, verständlicher, süßlender, sich bis an die Grenzen seines Wesens entwickelnder Mensch, der dieses hohen Namens würdig war, der würdig war der Geliebten.

Die Sonne, die den Zenith erreicht, brannete jetzt heiß auf Harald's Scheitel nieder und trieb ihn endlich auf. So schritt er dem Sphinx zu, um in dem schmalen Schattenstreifen an dessen Fuß die Mittagsstunde zuzubringen. Jetzt erst schenkte er dem Kiefernbaum mit dem Menschenhaupf seine Beachtung, und das räthselhafte Gebilde ergriß ihn, weil es nimmerbar zu der großen Natur passte, die es umgab.

Es erschien ihm wie die Verkörperung der Wüste, die sich hier, wo die Pyramiden nach Osten die Nildene und die ferne Stadt verdeckten, in scheinbar weltvergessener Einsamkeit breitete. Vor Allem aber entzückte sich sein Farnsinn an dem Goldgelb des Sandsteins, der sich herrlich gegen den dunkelblauen Himmel abhob. Ein paar Fremde kamen eben auf Ramelessen vorübergeritten, und ihr Führer, der ihnen die Größe des Kolosses veranschaulichen wollte, kletterte wie eine Kacke daran empor und sah nun auf dessen Schulter, wie ein weißer kleiner Vogel auf dem Äste eines Riesenbaumes. Die weit vordereiten Vorderbeine des Sphinx, die halb im Sande vergraben lagen, umschreitend, fand Harald an der Nordseite, wo ein schmaler Streifen von Schatten sich zeigte, einen Herrn im Sande sitzen, der ein Frühstück vor sich hatte und behaglich schmausete. Bei diesem Anblick erinnerte er sich, daß er auch einen Imbiß bei sich trage, und zugleich regte sich der Hunger in ihm. So ließ er sich einige Schritte entfernt von dem Herrn nieder, um dessen Beispiel nachzuahmen. Als er indeß das kalte Fleisch und die Semmeln, die er sich zugestekt, herbeiholte, ward er inne, daß ihm der Wein fehlte, der Hassan's Obhut anvertraut worden. Sollte er zurückgehen, um ihn zu holen? Dazu verspürte er keine Lust, und so ergab er sich in sein Schicksal, das Frühstück trocken verzehren zu müssen.

Da hörte er sich plötzlich von dem Fremden anrufen: „Wollen Sie von meinem Wein? Ich hab' genug für uns Beide.“

Die unzeremonielle Art der Anrede und des Anerbietens verstieß arg gegen Harald's Anschauungen und Umgangsformen. Doch die Abkühlung war so freundlich und so überraschend für ihn, dem es selbst gewiß nie eingefallen wäre, einem völlig Unbekannten von seinem Ueberfluth, und wäre er auch noch so groß gewesen, abzugeben, daß er nicht umhin konnte, sie anzunehmen.

„Ich danke verbindlich“, antwortete er den Herrn, der gemütlich weiter aß, antebend. „Ich werde mir meinen Durst bis nachher versippen! Mein Gefolge hat Wein bei sich.“

„Machen Sie doch keine Umstände!“ rief der Andere. „Ich sag' Ihnen ja, ich hab' genug. Aber selber holen müssen Sie sich die Flasche, ich kann net aufstehen. Sie seh'n ja, ich hab' Alles ausgepackt und kann mir net rühren.“

Inzwischen hatte die Prüfung, der Harald seinen unbekanntem Wohlthäter unterworfen, das Ergebnis, daß er diesen für sich einen lombischen Kauz und sonderbaren Heiligen nannte und dessen Mangel an Lebensart zu übersehen sich entschloß. Es war ein Mann in den fünfzigern, dessen breiten Kopf volles lockiges Haar umstand. Er trug einen Schlapphut darauf, eine Brille vor den Augen und einen Vollsbart um das blühende Gesicht, auf dem der Ausdruck heiterer Güte lag. Harald erhob sich also, trat an den Sitzenden heran und hielt ihm den Reisesacker hin, damit er ihn fülle.

„Nun setzen Sie sich neben mich, damit ich öfter eingehen kann“, sagte der Fremde freundlich, und Harald konnte nicht umhin, zu bemerken, daß es sehr kluge Augen waren, die ihn anstarrten.

Das ist natürlich ein Professor, dachte er bei sich. Seit meiner Universitätszeit sah ich keinen — und da hielt ich mich den Herren nach möglichst fern. Eine eigene Menschenfornie: gelehrte Bücherwürmer, fürchterlich langweilig mit wenigen Ausnahmen, möglichst unfruchtbar, schlecht sitzende Röde tragend, Alles in Allem Leute, der denen man einen dicken Respekt hat, die man aber gesellschaftlich nicht auf dieselbe Stufe mit sich stellt. Nun, auf Reisen kann man sich über solche Rücksichten einmal hinwegsetzen.

Er rückte näher an den Herrn heran, trank gnädig dessen Wein zu seinem Semmel und schmeig sich aus, Endlich bemerkte er: „Sie sind Deutscher und wohnen nicht in dem Hotel zu Rio?“

„Fallt mir net ein! Bei August Gorrff wohne ich, das ist ein gemütlicher Gasthof — und a' Bierhuden dabei, was auch seine Annehmlichkeiten hat, für uns Bayern mindestens.“

„Für uns Norddeutsche auch“, meinte Harald. „Das Münchener Bier hat Berlin erobert.“

„Ich weiß net, in was net da; aber leid thut mir's, daß Sie uns unsere süßen Augenwohnen nachmachen“, entgegnete der. „Der Sauterei bei uns, das ist ein Unfluth! Die deutsche Nation wird noch am Eufz zu Grund gehen. So'n junger Dachs, so'n Student, setzt ja seine Ehr' drein, täglich sein' 15 Seidel zu trinken! Wie kann er das was Vernünftiges lernen! — Ach, ich will mir mit Laun' mit verberben mit solchen Sachen.“

Mit einer Bewegung, als schüttelte er ab, was ihn störte, richtete er sich auf, schenkte Harald den letzten Wein ein, steckte das Taschentuch, das über seine Knie gedreht war, in die Tasche, ebenso Messer und Becher und erhob sich, um mit der Spitze seines grauen Reiseführers die Papiere, die sein Frühstück enthalten hatten, in den Sand hinein zu bohren. Harald folgte sich bewegt, daselbe zu thun.

„Sie haben Recht!“ sagte er. „Feltige Papiere bei der großen Sphinx — das wäre zu banal.“

„Dem Sphinx“, verbesserte der Andere lakonisch.

„Bitte“, entgegnete Harald, „belehren Sie mich. In Deutschland spricht man überall von der Sphinx.“

„Die Sphinx ist griechischer Ursprungs“, versetzte der Gelehrte. „Die Ägypter kennen nur den männlichen Sphinx. Als die Griechen sich der fremden Idee bemächtigten, prägen sie ihr den eigenen Charakter auf und überlebten sie ins Weibliche, Schöne, Liebliche.“

„Ah, das interessiert mich sehr“, meinte Harald, dem Herrn folgend, dessen breite, untersehlte Gestalt sich vor ihm bewegte, augenscheinlich, um einen besseren Standpunkt für die Betrachtung des Kolosses zu gewinnen.

Nun standen sie Beide neben einander und schauten in das riesigste und doch so lebensvolle Verfümmeltes. „Ja, was denken Sie sich denn über die Sach?“ fragte der Herr Harald.

Der blickte seinen Gefährten verschlüsselt an.

„Was Sie sich denken über den da?“ wiederholte der, auf den Sphinx weisend.

„Was ich mir denke? Offen gestanden, gar nichts!“ erwiderte Harald lachend.

Der Andere drehte sich so, daß er dem jungen Manne gerade ins Gesicht schaute, und rief in unerbittlicher Ueberzeugung: „Gar nichts? Sie denken sich gar nichts dabei? Reden Sie im Ernst!“

„Gewiß!“

„Junger Mann! Sie reisen nach Ägypten und sehen vor dem Sphinx und denken sich gar nichts dabei?“

Er griff Harald an einem Knopf seines Rockes und sprach in großem Eifer weiter: „Wissen Sie denn nicht, was das heißt, hier zu sein? Eine Gnade ist das, ein großes Glück, nach dem man sich Einer sein Lebenlang umsonst sehnt! Sehen Sie mich an! Wie hab' ich mir's gewünscht, einmal hier zu stehen, das Wunderland mit Augen zu schauen — 58 Jahre bin ich alt geworden, eh' ich's erreicht hab'. Das Geld langte nicht, die Verhältnisse erlaubten es nicht, und ich glaube auch nicht mehr an die Erfüllung meines Wunsches — es hätt' ja ein Wunder gesehen müssen.“

„Und nun sind Sie doch hier“, bemerkte Harald.

„Ja, und dankbar bin ich dafür

und glücklich!“ entgegnete der Andere mit strahlenden Augen.

„Sie sind Ägyptologe?“

„Nein, ich bin Philologe und Historiker; aber meine Studien haben mich von früh an auf die Ägyptologie geführt. Sie wissen ja — das greift Alles in einander, und ich hatte stets eine besondere Vorliebe für die alten Ägypter.“

„So werden Sie mit also als Sachverständiger erklären können, was Sie sich bei dem felsigen Ungethüm denken“, fiel Harald schnell ein, um einem neuen Verhör auszuweichen.

Der Andere kniff die Augen zusammen, blinzelte Harald an und entgegnete: „Des könnt' Ihnen wohl passen! Ich bin doch kein Varenführer!“

Mit demselben Recht, mit dem Sie mich fragen, frag' ich Sie,“ erwiderte Harald scharf. „Ich bin kein Student mehr, Herr Professor!“ Er wandte sich, um seiner Wege zu gehen.

„Nu, nu! net gleich so hitzig“, rief der Gelehrte, ihn am Arm festhaltend. „Ihre Antwort vorhin hat mich verdrossen! Denn schau'n S', wenn Jemand nach Ägypten reist, da muß er doch als gebildeter Mensch sich ein wenig Vorkenntnisse verschaffen, sonst hat er nichts davon. Er muß die Stein' reden hören! Und wenn er dem Sphinx ins Angesicht sieht und denkt sich nichts dabei — nehmen's net übel, Herr, so ein' Menschen versteht' ich net.“

Harald hörte diese im freundlichen Tone einer Entschuldigung herorgebrachte Strafpredigt mit an und schüttelte sich beschämt. Dieser Professor machte es ihm klar, wie sehr es ihm an den für eine solche nöthigen Kenntnissen gebrach. Er hatte Recht, und Harald nahm sich vor, das fehlende so schnell wie möglich nachzuholen.

„Vielleicht beurtheilen Sie mich milder, Herr Professor — so darf ich Sie doch wohl antworten? — wenn ich Ihnen sage, daß ich nach einem schweren Anfall hierher geschickt worden bin und gar nicht Zeit hatte, mich auf die Reise vorzubereiten. Auch bin ich erst seit drei Tagen in Kairo.“

„Das ist etwas Anderes“, fiel der Professor freundlich ein, „das erklärt Alles. Sie stehen also dem Sphinx ganz unbefangen gegenüber, haben vielleicht noch nicht einmal die Bemerkungen der Reiseführer gelesen?“

„Nein“, erwiderte Harald. „Erst selber lesen, dann lesen — ist mein Grundsatz.“

„Bravo! Das bestätigt mir, daß Sie die Intelligenz besitzen, die ich Ihnen zutraue, daß Sie kein Nachbeter und Nachtreter sind, sondern selbst urtheilen. Was stellen Sie sich nun unter dem Sphinx vor? Zogend eine Idee müssen Sie doch über die ihm zu Grunde liegende Idee haben!“

Harald, der sich zu vertragen schämte, daß er, von seinem Erlebnis auf der Pyramide hingemommen, dem Sphinx noch gar keine Gedanken geschenkt habe, suchte nach solchen und antwortete: „Ich theile die allgemeine Ansicht, daß der Sphinx die Verkörperung des Lebensräthsels sein soll.“

„Auch das Sinnbild der Unsterblichkeit sieht man ihm an.“

„Und Ihre Meinung, Herr Professor?“

„Daß Beides falsch ist. Der Sphinx stellt einfach den Harmachis dar, den Tödtengott, der als Wächter vor den großen Friedhöfen gestellt ist, der dies ganze Terrain bedeckt.“

„Eine etwas profane Erklärung für das Räthsel“, meinte Harald.

„Warum?“ gab der Professor zurück. „Harmachis bedeutet zugleich den Sieg des Lichtes über das Dunkel und kann daher wohl als die Verkörperung einer Auferstehung gedeutet werden. Uebrigens: die Poese liegt doch in der Ausführung! Das muß ein großer Künstler gewesen sein, der dieses Gebilde erfand und der den Felsen auf diese Weise benutzte und lebendig machte!“

Als Harald sich verabschiedete, schüttelte der Professor ihm äußerst freundlich die Hand. „Kommen Sie doch einmal Abends zu Gorrff in die Vierbude“, bemerkte er, „da finden Sie mich.“

Harald, der an dem Gelehrten Geschmack gefunden, sagte mit Vergnügen zu und hielt es nun doch endlich für schicklich, sich vorzustellen.

„Ist net nöthig“, erwiderte der Professor. „Was ist ein Name? Name ist Rauch und Schall.“

Harald lachte. „Ich möchte aber doch wissen, welchen Sie führen.“

„Braun heißt ich!“ Damit lästete er den Hut und ging davon.

„Ah, der Vater des Hauslehrers“, dachte Harald. Und er schaute dem neuen Bekannten nach, der so gar nicht in seine Schablone paßte und den er nicht umhin konnte, für einen bedeutenden und guten Menschen zu halten.

Den nächsten Vormittag verbrachte Harald damit, in sämtlichen Hotels nach dem jungen Mädchen zu forschen, das er auf der Pyramide getroffen. Doch fand er sie nicht. Und traurig mußte er sich endlich geben, daß bei den wenigen Fingerzeigen, die er zu geben hätte, es sehr schwer sein würde, sie zu ermitteln. Da es ihm an aller Reizung, etwas vorzunehmen, gebrach, vertiefte er sich nach dem Lunch in ein Buch über die Graberründe, das der Professor ihm empfohlen und das er sofort gekauft hatte. Erst gegen fünf Uhr begab er sich auf Shepherd's Terrace, wo die beiden Damen ihn schon erwarteten. Auch eine englische Grammatik hatte er er-

standen und zeigte sie etwas verlegen seiner Lehrerin, die lachend seinen Eifer lobte. Freilich, aus dem Unterricht an dieser Stelle ward nicht viel. Die englische Kapelle konzertirte, Kellner eilten hin und her, Seidenkleider rauschten und Stimmen lachten und summteten. Von der tiefer gelegenen Straße her streckten sich betende Hände durch das Gitter; Händler boten davor ihre Waaren aus, Neugierige drückten ihre Gesichter an die Eisentüde; — dazu das Kommen und Gehen des eleganten Publikums — war hätte dabei aufmerksam sein können? Zudem war Harald voll innerer Unruhe und wandte nach jeder neuen Erscheinung den Kopf, in der schwachen Hoffnung, das Fräulein von gestern zu entdecken. Mrs. Summers bemühte sich indeß mit größter Liebeshübschheit, ihren zerstreuten Schüler auf Englisch zu fesseln. Sie ergählte ihm, ganz langsam und in lange Geschichten; er sollte fragen, wenn er sie nicht verstände; aber selbst das verstand er nicht. Fräulein von Umfattel fand die Sache denn auch zu langweilig und schaltete an einem anderen Tisch einen Besuch ab.

„Was ist Sie nur, Mr. Sperber?“ erkundigte sich Mrs. Summers endlich auf Deutsch. „Ich bemerke, daß Sie mir kaum hören! Und Sie lachen gar nicht! Ist Sie nicht wohl? Haben Sie wieder ein' Nervenschmerz? Dann wollen wir die Lessons bis nach meine Kuckher verschoben! O, Mr. Sperber, how I am sorry, that you can't go with us! Ich hab' mir umsonst um ein' Platz für Sie bemüht!“

„Sie sind so gültig“, entgegnete Harald dankbar. „Verzeihen Sie mir, daß ich heute gar nicht in Stimmung bin! Lassen Sie uns noch einen Spaziergang in der Esplanade machen, — das Getreibe hier ist so ermüdend.“

Sie war gleich einverstanden und ergrub sich, um Kuni, wie sie die Freundin nannte, zu rufen. Alle Drei gingen darauf dem öffentlichen Garten zu, der nur wenige Minuten entfernt lag. Und Harald, der für die Natur ein sehr warmes Herz besaß, gewann seine gute Laune in dem reizenden Park, der eine Musteranlage der im Süden gebühenden Bäume und Pflanzen enthält, zurüd. Auch Dajih war voller Interesse; nur das kluge Fräulein aus Ostpreußen blieb kühl; doch trug sie immerhin durch ihre Bemerkungen zur Erheiterung der Anderen bei.

„In diesem Lande wachsen die Gurken auf den Bäumen!“ rief sie. „Wirklich! Da schauten über ihnen artenähnliche Riesenfrüchte. Am meisten gefiel ihnen aber der Gummi- baum, der von den Ästen unzählige Luftwurzeln zur Erde streckte, die oft armbreite einen kleinen Wald von Stämmen um den Hauptstamm herum bildeten.“

(Fortsetzung folgt.)

**Der Bulle als Fußballspieler.**

Ein Londoner Blatt erzählt: Ein Bulle, der auf einer Wiese in Hanley in Staffordshire grasete, interessirte sich sehr für eine Anzahl rothgeschleider Männer, die auf dem benachbarten Feld Fußball spielten. Es war das erste Mal, daß er das Spiel sah, und als er es durch den Zaun stürzte, wollte er gern daran theilnehmen und den Ball schleudern und darauf trampeln, wie er es von den Spielern sah. Eine Zeit lang hielt ihn seine natürliche Schüchternheit zurück. Aber die dabei spielenden rothen Jerseys und die gellenden Rufe der Zuschauer waren zu viel, als daß ein vollblütiger Stier dem widerstehen konnte. Mit einem entzündeten Gebrüll griff er den Zaun an, brach hindurch und zerrte die Verwühlung einer Auferstehung gedeutet werden. Uebrigens: die Poese liegt doch in der Ausführung! Das muß ein großer Künstler gewesen sein, der dieses Gebilde erfand und der den Felsen auf diese Weise benutzte und lebendig machte!

Als Harald sich verabschiedete, schüttelte der Professor ihm äußerst freundlich die Hand. „Kommen Sie doch einmal Abends zu Gorrff in die Vierbude“, bemerkte er, „da finden Sie mich.“

Harald, der an dem Gelehrten Geschmack gefunden, sagte mit Vergnügen zu und hielt es nun doch endlich für schicklich, sich vorzustellen.

„Ist net nöthig“, erwiderte der Professor. „Was ist ein Name? Name ist Rauch und Schall.“

Harald lachte. „Ich möchte aber doch wissen, welchen Sie führen.“

„Braun heißt ich!“ Damit lästete er den Hut und ging davon.

„Ah, der Vater des Hauslehrers“, dachte Harald. Und er schaute dem neuen Bekannten nach, der so gar nicht in seine Schablone paßte und den er nicht umhin konnte, für einen bedeutenden und guten Menschen zu halten.

Den nächsten Vormittag verbrachte Harald damit, in sämtlichen Hotels nach dem jungen Mädchen zu forschen, das er auf der Pyramide getroffen. Doch fand er sie nicht. Und traurig mußte er sich endlich geben, daß bei den wenigen Fingerzeigen, die er zu geben hätte, es sehr schwer sein würde, sie zu ermitteln. Da es ihm an aller Reizung, etwas vorzunehmen, gebrach, vertiefte er sich nach dem Lunch in ein Buch über die Graberründe, das der Professor ihm empfohlen und das er sofort gekauft hatte. Erst gegen fünf Uhr begab er sich auf Shepherd's Terrace, wo die beiden Damen ihn schon erwarteten. Auch eine englische Grammatik hatte er er-

**Der Nachlaß einer Schauspielerin.**

Das Hotel Dronot, das Versteigerungshaus von Paris, hatte dieier Tage einen großen Tag. Unter den Hammer kam der Schatz von Wanda de Bonzas, der vor einigen Monaten früh gestorbenen Schauspielerin der Comedie Francaise. Keine Damen hatten sich eingefunden. Besonders die jugendlichen Berufsgefährtinnen Wanda de Bonzas, die den Nachmittagsproben entwischt waren, sahen volljährig da. Glühenden Auges folgten sie dem Diener, der die Edelsteine und Perlen heranzogte. Die Versteigerung der Schmucksachen und des silbernen Tafelgeschirrs ergab die nette Summe von 376,140 Franken. Ein großer Juwelenhändler von Paris kaufte allein für etwa 300,000 Franken. Das Hauptstück der Sammlung war ein siebenreihiges Perlenhalsband von 350 einzelnen Perlen, das 99,000 Franken erreichte. Dann kam eine Brosche mit Brillanten und einer sehr großen Perle zu 70,000 Fr., ein Ring mit einer einzigen großen Perle 44,000 Fr., ein Ohrgehänge mit zwei großen schwarzen Perlen 36,300 Fr. Von weiteren Preisen sind zu nennen: Brosche Louis des Sechzenten 15,750 Fr., Brosche mit schwarzer Perle 16,100 Fr., eine Buisen-Agraffe mit Brillanten in Brillanten und Perlen 14,100 Fr., ein „Sautoir“ mit 1600 Brillanten 11,500, ein Halskettchen mit einer großen schwarzen Birnperle 21,700 Fr., eine Gürtelschnalle 3050 Fr., Schildpattkämme mit Brillanten und Perlenkränzen 1300 und 1400 Fr. Eine Gürtelschnalle, von Laigue herrührend, erreichte 2850 Fr. Unter dem Silberzeug war der höchste Preis 12,000 Fr., die für ein Reisehäfchen geboten wurden.

**J. Ackermann, was seggt nu!**

Herr Ackermann, wohnend in einem kleinen Orte Holtseins, mochte ein Besizer eines ganz vorzüglich sprechenden drohligen Pappageis, ist ein eifriger, zugleich aber ein mit diesem Pech im Spiel behafteter Schachspielbegeisteter. Sein Nachbar, der ihn häufig zu einem Spielchen zu besuchen pflegt, gewinnt meistens die Partie, deren Abschluß er fast jedesmal mit einem triumphirenden „Je Ackermann, was seggt nu!“ begleitet. Der Pappagei, der Zeuge der häufigen Niederlagen seines Herrn, hat sich die Redensart des Nachbarn gemerkt. Neulich versetzt sein Besitzer wieder die Partie. Da sagt der Pappagei: „Je Ackermann, was seggt nu!“ Herr Ackermann, ohnehin in Folge des bedrückenden Pechs aufgeregt, packt den Vogel und schleudert ihn in den Hühnerstall. Er begiebt sich nachher zur Ruhe, ohne des Pappageis weiter zu gedenken. In der Frühe läßt das Mädchen, ohne des eifrigen Gastes unter dem Hühnerstall zu gedenken, wie gewöhnlich das Federvieh aus dem Stall heraus. Als Herr Ackermann nachher den Hof betritt, traut er seinen Augen kaum: Sein Pappagei hockt auf einem Zweigbäumchen und mit einem impertinenten Blick auf seinen Herrn sagt der rothgeschwänzten Graudro: „Je Ackermann, was seggt nu!“

**Die dunklen Verse.**

In der Schauspielertruppe des Dichters und Darstellers Moliere zu Paris befand sich auch der besonders herorragende Schauspieler Baron, der einst im Couvre des Doctoren in Corneille's „Titus und Berenice“ spielen sollte. Bei der Probe stochte er bei drei Versen und erklärte, daß dieselben ihm völlig unverständlich seien. Er bat Moliere, sie ihm zu erklären. Dieser las sie mehrmals durch und mußte endlich verstehen, sie auch nicht zu verstehen. Baron begab sich nun zu Corneille und bat den Dichter selbst um Aufschluß über den dunklen Sinn der Worte. Laut beläunzierend wiederholte Corneille seine eigenen Verse, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte: „Mir sind die Worte ebenso dunkel, wie Ihnen. Aber sagen Sie sie nur her. Das Publikum bewundert das am meisten, was es nicht versteht!“

**Die Wahrheit dieses Ausspruchs gilt heutzutage noch ebenso, wie zur Zeit Corneille's.**

**Vom Aufheben der Kinder.**

Beim Aufheben der Kinder ist streng darauf zu achten, daß man ein Kind nie an den Armen in die Höhe hebt, da schwere Gelenkverrenkungen die Folge sein können. Gebt man ein Kind in die Höhe, so muß man es stets mit beiden Händen zu beiden Seiten des Brustkorbes unter den Armen fassen. Ist man genöthigt, ein Kind länger auf dem Arm zu nehmen, so hebt man es in der geschicktesten Weise in die Höhe und fahrt es so mit dem gekrümmten Arm, daß der Unterarm mit der Hand unter der Achsel hindurch den Rumpf umgreift, und der Kopf des Kindes auf dem inneren Oberarm der haltenden Person liegt. Das kleine Kind soll also immer nur in hoch liegender Lage getragen werden mit gleichzeitiger Unterstüzung des Kopfes und des Rückens. Ist es älter und kräftiger, kann es direct auf dem Arm sitzend, ohne Unterstüzung des Kopfes getragen werden. Man trage aber nie ein Kind immer nur auf einem Arm, da das Kind durch einseitiges Halten leicht eine falsche Stellung der Wirbelsäule erwerben kann.